





FLORA ANNIE STEEL

*Prinzessin Aubergine*

Märchen aus dem Pandschab

*Aus dem Englischen übersetzt  
von Axel Monte*

MANESSE VERLAG  
ZÜRICH



## ES WAR EINMAL ...

Möchtest du wissen, wie das ist, wenn man sich die folgenden Geschichten erzählt? Dann komm mit, und du wirst es erfahren. Hier, nimm meine Hand und hab keine Angst, denn Prinz Hassans fliegender Teppich trägt uns. Schon sind wir – Hokuspokus! Simsalabim! – in einem Dorf im Pandschab<sup>1</sup>.

Gerade geht die Sonne unter. Über der grenzenlosen Ebene, so unendlich und weit wie der wolkenlose Himmel, kühlt die Hitze in den allmählich länger werdenden Schatten langsam ab. Die Männer beenden ihre Arbeit auf den Feldern, die das Dorf aus Lehmbauten wie eine Oase in der Wüste umgeben, und treiben, den Pflug geschultert, ihre Ochsen heimwärts. Die Frauen stellen ihr Spinnrad beiseite und bereiten ein einfaches Abendessen zu. Die kleinen Mädchen strömen, einen Korb auf dem Kopf balancierend, vom Rande des Dorfes herbei, wo sie den ganzen Tag lang Fladen aus Dung geknetet, getrocknet und zu Haufen aufgestapelt haben – in diesem waldlosen Land sind sie ein unersetzlicher Brennstoff. Die Jungen sind fast ganz in Staubwolken gehüllt und treiben magere Viehherden und kräftige Büffel in die mit Dornenhecken umfriedeten Höfe.

Der Tag ist vorüber – ein Tag, der selbst für die Kinder hart und arbeitsam war –, und mit der Nacht kommt die Zeit der Muße und des Spiels. Das Dorf, das vorher so verlassen dalag, ist plötzlich von Stimmen erfüllt. Die Alten versammeln sich an den Türen der Gehöfte, und die Kleinen toben durch die engen Gassen. Sobald die kurze indische Dämmerung aber der Dunkelheit weicht, verstummen die Stimmen, eine nach der anderen, und wenn dann die Sterne aufgehen, sind die Kinder verschwunden. Jedoch nicht, um schlafen zu gehen, dafür ist es noch zu heiß. Die Sonne hat den ganzen Tag auf Lehmwände, Böden und Dächer herabgebrannt und ihre Wärme dort hinterlassen. Erst um Mitternacht wird eine kühle Brise aufkommen, die Erfrischung und Ruhe verspricht.

Wie verbringt man die langen dunklen Stunden bis dahin? Im ganzen Dorf findet sich weder Lampe noch Kerze, das einzige Licht – und auch das wird nur sparsam verwendet, und wenn es unbedingt notwendig ist – spendet die trübe, rußende Flamme eines von Öl gespeisten Dochts. Und doch vergehen diese Stunden in Dunkelheit nicht trostlos, denn in einem indischen Dorf ist eben das die Zeit des Geschichtenerzählens. Bereitwillig ist man bis dahin dem wohlbekanntem Grundsatz gefolgt, der solch eitle Vergnügungen zwischen Sonnenauf- und -untergang verbietet. Frag den kleinen Kaniya dort drüben, warum er, der beste Geschichtenerzähler im Dorf, vor Sonnenuntergang niemals seinen Mund aufmacht. Er wird mit einem breiten Grinsen, das seine weißen Zähne und dunklen Augen

zum Blitzen bringt, antworten, daß die Reisenden von ihrem Weg abkommen, wenn faule Jungen und Mädchen tagsüber Geschichten erzählen. Naraini, das Hirtenmädchen, wird ihren Kopf senken und ihr dunkles Gesicht mit einem Fetzen von einem Schleier bedecken, wenn du sie das fragst. Der kleine Ram Das wird mißbilligend seinen kahlgeschorenen Schädel schütteln. Aber keines der dunkelhäutigen, barfüßigen Dorfkindern wird deiner Bitte um eine Geschichte nachkommen.

Nein, nein! Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, wenn selbst die Kleinen mit anpacken müssen, nicht ein einziges Wort. Aber von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang, wenn niemand arbeiten kann, stehen die Mäuler nicht still, denn dann ist die Zeit des Geschichtenerzählens. Nachdem sie ihr karges Mahl eingenommen haben, ziehen die Kinder ihre aus Schnüren geflochtenen *charpois*<sup>2</sup> mit den hölzernen Füßen ins Freie und lassen sich wie junge Vögel im Nest darauf nieder, drei oder vier auf einem Bett. Andere rollen sich auf dem Boden auf Matten zusammen, und wieder andere, die sich aus entfernteren Gassen für ein Stündchen herbeigestohlen haben, bitten hier oder dort um einen Platz.

Über ihnen funkeln die Sterne, die Mücken sirren durch die aufgeheizte Luft, der Dorfhund bellt eingebildete Feinde an, und von einem überfüllten Nest nach dem anderen erhebt sich eine Kinderstimme, die die alten und doch immer neuen Geschichten erzählt: Geschichten, die beim Sonnenaufgang dieser Welt erzählt wurden und die man sich auch noch bei ihrem

Sonnenuntergang erzählen wird. Die kleine Zuhörerschaft lauscht, döst und träumt, während der listige Schakal seinen Meister findet und die tapfere und kühne Bopolutschi siegreich und mit Schätzen beladen aus der Räuberhöhle heimkehrt. Horch, das ist Kaniyas Stimme! Die schläfrigen Zuhörer packt erwartungsvolle Spannung, als er mit der uralten Formel zu erzählen beginnt: «Es war einmal ...»



## BOPOLUTSCHI

Es waren einmal ein paar junge Mädchen, die gingen zum Dorfbrunnen, um Wasser zu holen. Während sie ihre Krüge füllten, schwatzten sie übers Heiraten.

Eine erzählte: «Bald wird mein Onkel mit den Brautgeschenken kommen.<sup>3</sup> Er bringt mir die herrlichsten Kleider mit, die ihr euch nur vorstellen könnt!»

Eine andere erzählte: «Mein Onkel kommt auch, und stellt euch vor, er wird mir die köstlichsten Leckereien mitbringen.»

Und eine dritte erzählte: «Oh, schon bald wird mein Onkel hier sein, und er wird den kostbarsten Schmuck der Welt dabeihaben!»

Nur Bopolutschi, das hübscheste Mädchen von allen, schaute traurig drein, denn sie war eine Waise und hatte niemanden, der eine Hochzeit für sie ausrichten konnte. Dennoch war sie zu stolz, um stumm zu bleiben, darum sagte sie fröhlich: «Und mein Onkel kommt auch, und er wird mir herrliche Kleider, köstliche Leckereien und kostbaren Schmuck bringen!»

Nun saß zufällig ein fahrender Händler, der den Dorffrauen Parfum und allerlei andere Schönheitsmittelchen verkaufte, in der Nähe des Brunnens und hörte Bopolutschi reden. Da er von ihrer Schönheit und ihrer

Gewitztheit hingerissen war, faßte er den Entschluß, sie selbst zu heiraten.

Gleich am nächsten Tag ging er, über und über beladen mit herrlichen Kleidern, köstlichen Leckereien und kostbarem Schmuck, zu Bopolutschis Haus. Verkleidet war er als wohlhabender Bauer, aber in Wirklichkeit war er nicht einmal ein fahrender Händler, sondern ein ganz gemeiner, unermeßlich reicher Räuber.

Bopolutschis wagte ihren Augen kaum zu trauen, denn alles war so, wie sie es vorhergesagt hatte. Der Räuber behauptete, der Bruder ihres Vaters zu sein, der viele Jahre in der Welt unterwegs gewesen und jetzt zurückgekehrt war, um ihre Hochzeit mit einem seiner Söhne, ihrem Vetter, auszurichten.

Bopolutschis glaubte natürlich alles und war so überglücklich, daß sie die wenigen Dinge, die sie besaß, sofort in ein Bündel schnürte und sich bester Laune mit dem Räuber auf den Weg machte. Doch als sie die Landstraße erreicht hatten, krächzte eine Krähe von einem Ast herunter:

«Bopolutschis,  
sei gescheit,  
's ist ein Räuber,  
der dich freit!»

«Onkel», sagte Bopolutschis, «die Krähe krächzt aber komisch. Was mag sie wohl sagen?»

«Pah», erwiderte der Räuber, «in dieser Gegend krächzen alle Krähen so.»

Ein Stückchen weiter begegneten sie einem Pfau, der, sobald er das schöne junge Mädchen erblickte, zu schreien begann:

«Bopolutschi,  
sei gescheit,  
's ist ein Räuber,  
der dich freit!»

«Onkel», sagte das Mädchen, «dieser Pfau schreit aber komisch. Was mag er wohl sagen?»

«Pah», erwiderte der Räuber, «in dieser Gegend schreien alle Pfaue so.»

Nach einer Weile schlich ein Schakal über den Weg. Als er die hübsche, arme Bopolutschi erblickte, begann er augenblicklich zu heulen:

«Bopolutschi,  
sei gescheit,  
's ist ein Räuber,  
der dich freit!»

«Onkel», sagte das Mädchen, «dieser Schakal heult aber komisch. Was mag er wohl sagen?»

«Pah», erwiderte der Räuber, «in dieser Gegend heulen alle Schakale so.»

Also wanderte die hübsche, arme Bopolutschi weiter, bis sie zum Haus des Räubers gelangten. Dort erzählte er ihr, wer er wirklich war und daß er vorhatte, sie selbst zu heiraten. Sie weinte und klagte bitterlich, aber

der Räuber zeigte kein Mitleid, ließ sie in der Obhut seiner alten, ja, uralten Mutter zurück und ging fort, um Vorbereitungen für das Hochzeitsfest zu treffen.

Nun hatte Bopolutschi wunderschönes langes Haar, das ihr bis an die Knöchel herabreichte. Auf dem kahlen Schädel der alten Mutter fand sich jedoch kein einziges Haar mehr.

«Tochter», sagte die alte, ja, uralte Mutter, als sie Bopolutschi das Brautkleid anlegte, «wie hast du es nur angestellt, so wunderschönes langes Haar zu bekommen?»

«Meine Mutter hat es zum Wachsen gebracht», antwortete Bopolutschi, «indem sie meinen Kopf in dem großen Reismörser gestampft hat. Mit jedem Schlag des Stößels wurde mein Haar länger und länger. Ich kann dir versichern, diese Methode geht nie fehl.»

«Vielleicht würde das auch mein Haar wieder zum Wachsen bringen», rief die alte Frau hoffnungsvoll.

«Vielleicht», erwiderte die schlaue Bopolutschi.

So steckte die alte, ja, uralte Mutter ihren Kopf in den Mörser, und Bopolutschi stieß mit solcher Wucht zu, daß die alte Frau starb.

Dann kleidete Bopolutschi die Tote in das scharlachrote Brautgewand, setzte sie auf den niedrigen Brautstuhl, zog ihr den Schleier vors Gesicht und stellte das Spinnrad vor sie, so daß der Räuber, wenn er nach Hause kam, denken mußte, sie sei die Braut. Anschließend zog sich Bopolutschi die Kleider der alten Mutter an, griff sich ihr Bündel und verließ, so schnell es ging, das Haus.

Auf ihrem Heimweg begegnete sie dem Räuber, der mit einem gestohlenen Mühlstein auf dem Kopf zurückkehrte, um das Korn für die Hochzeit zu mahlen. Sie hatte furchtbare Angst und sprang hinter eine Hecke, um nicht gesehen zu werden. Der Räuber sah sie zwar, erkannte sie aber in der Kleidung der alten Mutter nicht und dachte, sie sei eine fremde Frau aus dem Nachbardorf. Weil er nicht ertappt werden wollte, sprang er hinter die Hecke auf der anderen Seite des Weges. So gelangte Bopolutschi sicher nach Hause.

Inzwischen war auch der Räuber daheim angekommen. Er sah die Gestalt im scharlachroten Brautkleid auf dem Brautstuhl vor dem Spinnrad sitzen und dachte natürlich, es sei Bopolutschi. Also rief er sie, damit sie ihm bei dem Mühlstein zur Hand ginge, aber sie reagierte nicht. Er rief sie erneut, aber sie reagierte noch immer nicht. Da geriet er in Zorn und warf ihr den Mühlstein an den Kopf. Die Gestalt fiel um, und siehe da, es war gar nicht Bopolutschi, sondern seine alte, ja, ururalte Mutter! Da weinte der Räuber und schlug sich gegen die Brust, weil er dachte, er habe sie getötet. Als er jedoch entdeckte, daß die hübsche Bopolutschi fortgelaufen war, wurde er rasend vor Wut und war fest entschlossen, sie unter allen Umständen zurückzuholen.

Bopolutschi war sich sicher, daß der Räuber versuchen würde, sie zu entführen. Also bat sie jede Nacht bei einer anderen Freundin um einen Schlafplatz, und ihr eigenes kleines Bett in ihrem eigenen kleinen Häuschen blieb leer. Nach ungefähr einem Monat war sie bei ihrer letzten Freundin angelangt und wollte keine ein

zweites Mal um Obdach bitten. Sie entschloß sich, die Sache durchzustehen und zu Hause zu schlafen, ganz gleich, was geschehen mochte. Vorsichtshalber nahm sie aber eine Sichel mit ins Bett.

Und tatsächlich, genau um Mitternacht schlichen vier Männer herein, packten das Bett, jeder an einem Bein, hoben es an und marschierten los. Der Räuber selbst trug ein Bein gleich neben ihrem Kopf. Bopolutschi war hellwach, tat aber so, als schliefe sie tief und fest, bis sie an einen wilden und entlegenen Ort kamen und die Wachsamkeit der Diebe nachließ. Dort zückte sie die Sichel und schlug den beiden Dieben am Fußende des Bettes im Nu die Köpfe ab. Dann drehte sie sich um und köpfte auch den dritten. Nur dem entsetzten Räuber selbst gelang es, davonzurennen, und er kletterte wie eine Wildkatze auf den nächsten Baum, bevor sie ihn zu fassen bekam.

«Komm runter und stell dich dem Kampf!» rief die tapfere Bopolutschi und schwang dabei die Sichel.

Der Räuber wollte nicht herunterklettern. Also sammelte Bopolutschi alles Holz, das sie finden konnte, schichtete es unter dem Baum auf und steckte es in Brand. Da fing natürlich auch der Baum Feuer, der Räuber, halb erstickt vom Rauch, versuchte hinabzuspringen und wurde getötet.

Bopolutschi aber ging zum Haus des Räubers, trug all das Silber und Gold, all die Juwelen und Kleider, die dort versteckt waren, mit sich fort und kehrte so reich in ihr Dorf zurück, daß sie heiraten konnte, wen sie wollte. Und damit waren Bopolutschis Abenteuer zu Ende.

## EINE VERHÄNGNISVOLLE FREUNDSCHAFT

Eines Tages ging ein Bauer mit seinen Ochsen zum Pflügen aufs Feld. Er hatte gerade die erste Furche gezogen, als ein Tiger zu ihm trat und ihn folgendermaßen begrüßte: «Salaam aleikum, Friede sei mit dir, mein Freund! Wie geht es dir an diesem schönen Morgen?»

«Waleikum salaam, auch mit Euch sei Friede, mein Herr, mir geht es sehr gut, danke der Nachfrage!» erwiderte der Bauer, der vor Angst bebte, aber dachte, es sei wohl das Klügste, höflich zu bleiben.

«Das freut mich zu hören», antwortete der Tiger sichtbar gut gelaunt, «denn Gott schickt mich, um deine beiden Ochsen zu fressen. Wie ich weiß, bist du ein gottesfürchtiger Mann, also beeile dich und spann sie aus.»

«Bist du dir sicher, daß du dich nicht irrst, mein Freund», fragte der Bauer, der seine Fassung wiedererlangt hatte, da er nun wußte, daß nur die Ochsen gefressen werden sollten. «Mich hat Gott nämlich ausgesandt, um dieses Feld zu pflügen, und dafür brauche ich die Ochsen. Wäre es nicht besser, du zögest weiter und würdest dich woanders nach Beute umschauchen?»

«Es gibt keinen Grund, die Sache aufzuschieben,

und ich möchte dir auch nicht weiter die Zeit stehlen», entgegnete der Tiger. «Wenn du die Ochsen jetzt ausspannst, bin ich im Nu fertig.» Sprach's und begann bedeutungsvoll Zähne und Klauen zu wetzen.

Der Bauer bettelte und flehte den Tiger an, seine Ochsen doch zu verschonen; er versprach ihm, wenn er sie nicht fräße, die schöne fette Milchkuh zu bringen, die seine Frau zu Hause im Hof angebunden hatte. Damit war der Tiger einverstanden, und der Bauer ging mit seinen Ochsen traurig nach Hause.

Als sie ihren Mann so früh vom Feld heimkehren sah, rief seine Frau, eine rührige und geschäftige Person: «Na sowas, schon zurück, du Faulpelz? Mein Arbeitstag hat gerade erst begonnen!»

Da erklärte der Bauer, wie er den Tiger getroffen und ihm, um die Ochsen zu retten, die Milchkuh versprochen hatte.

Seine Frau begann zu schimpfen: «Das ist ja nicht zu fassen, da rettest du deine dummen alten Ochsen auf Kosten meiner schönen Kuh! Woher sollen die Kinder dann ihre Milch bekommen? Und wie soll ich ohne Butter Fleischbrühe und Kebab zubereiten?»

«Alles gut und schön, meine Liebe», entgegnete der Bauer, «aber wie sollen wir ohne Getreide Brot backen? Und woher bekommen wir Getreide, wenn wir keine Ochsen haben, um das Feld zu pflügen? Fleischbrühe und Kebab sind sicher lecker, aber auf Milch und Butter kann man eher verzichten als auf Brot. Also beeil dich und binde die Kuh los.»

«Du alter Dummkopf», schluchzte seine Frau, «wenn



du nur ein Fünkchen Verstand hättest, würdest du dir einen Plan ausdenken, wie wir uns aus dieser Klemme befreien können.»

«Denk dir selber etwas aus!» rief der Mann wütend.

«Gut», sagte die Frau, «aber wenn ich das Denken übernehmen soll, mußt du gehorchen, beides gleichzeitig kann ich nicht. Geh zurück zum Tiger und erzähle ihm, daß nicht du die Kuh bringen wirst, sondern deine Frau.»

Dem Bauern, der ein großer Feigling war, gefiel die Vorstellung, mit leeren Händen zum Tiger zurückzukehren, gar nicht. Da ihm aber nichts besseres einfiel, tat er, wie ihm geheißen, und kam schließlich zu der Bestie, die sich vor lauter Hunger noch immer Zähne und Klauen wetzte. Als der Tiger erfuhr, daß er noch länger auf seine Mahlzeit warten sollte, begann er in furchterregender Weise auf und ab zu laufen, mit dem Schwanz zu peitschen und seine Schnurrhaare zu kräuseln. Dem armen Bauern zitterten vor Angst und Schrecken die Knie so sehr, daß sie aneinander schlugen.

Sobald der Bauer das Haus verlassen hatte, ging seine Frau in den Stall und sattelte das Pony. Dann zog sie die besten Kleider ihres Mannes an, wickelte sich, um möglichst groß zu wirken, den Turban so hoch es ging, und machte sich auf.

Sie ritt stürmisch und heftig polternd bis zu dem Weg, der aufs Feld führte. Dort angekommen, rief sie mit laut dröhnender Stimme: «Himmel hilf, daß ich hier irgendwo einen Tiger finde, denn seit gestern, als ich, wie es der Zufall so wollte, gleich drei zum Früh-

stück verspeisen durfte, hab' ich kein Tigerfleisch mehr zwischen die Zähne gekriegt.»

Als er diese Worte vernahm und denjenigen, der sie sprach, entschlossen auf sich zureiten sah, erschrak der Tiger dermaßen, daß er Hals über Kopf in den Wald raste, und das mit einem solchen Tempo, daß er beinahe seinen Schakal umgerannt hätte – Tiger werden nämlich immer von einem Schakal begleitet, der ihnen bei Tisch sozusagen aufwartet und die Knochen wegräumt.<sup>4</sup>

«Mein Herr und Meister», rief der Schakal, «wohin so schnell?»

«Nichts wie weg», keuchte der Tiger. «Dort drüben in den Feldern wütet ein wahrhaftiger Teufel von einem Reitersmann, der zum Frühstück mal so nebenbei drei Tiger verspeist!»

Der Schakal mußte insgeheim lachen und antwortete: «Mein Gebieter, die Sonne hat Eure Augen geblendet. Das ist kein Reitersmann, sondern bloß die Frau des Bauern, die sich als Mann verkleidet hat.»

«Bist du dir sicher?» fragte der Tiger und blieb stehen.

«Ganz sicher, mein Gebieter», bestätigte der Schakal, «und wären die Augen des gnädigen Herrn nicht von der, ähem, Sonne geblendet worden, hätte der gnädige Herr den Zopf gesehen, der ihr hinten unter dem Turban herabhängt.»

«Aber du könntest dich irren», beharrte der Tiger feige. «Der Reitersmann war teuflisch anzusehen!»

«Wer wird denn solche Angst haben», erwiderte der

tapfere Schakal, «daß er sich wegen einer Frau seine Mahlzeit entgehen läßt?»

«Vielleicht bist du bestochen worden, um mich irrezuführen!» gab der Tiger zu bedenken, denn er war, wie alle Feiglinge, mißtrauisch.

«Dann laß uns zusammen zurückgehen», erwiderte der höfliche Schakal.

«Nein, du könntest mich ja dort hinbringen und dann weglaufen!» beharrte der Tiger argwöhnisch.

«Für diesen Fall laß uns unsere Schwänze zusammenbinden, dann kann ich nicht fort!» Wie man sieht, war der Schakal fest entschlossen, sich nicht um seine Knochen bringen zu lassen.

Dem stimmte der Tiger zu, und ihre Schwänze zu einem Knoten verknüpft, zogen sie gemeinsam los.

Der Bauer und seine Frau waren auf dem Feld geblieben und lachten noch immer über den Streich, den sie dem Tiger gespielt hatten, als, siehe da, auf einmal das tapfere Pärchen mit den zusammengeknoteten Schwänzen auftauchte. «Schnell weg», schrie der Bauer, «wir sind verloren, wir sind verloren!»

«Nichts dergleichen, du alter Trottel», antwortete seine Frau gefaßt. «Hör bloß mit dem Geschrei auf und sei still. Man versteht ja sein eigenes Wort nicht mehr.» Sie wartete, bis die beiden auf Rufweite herangekommen waren, und sprach dann mit schmeichelder Stimme: «Wie äußerst zuvorkommend von Ihnen, Herr Schakal, daß Sie mir einen so leckeren fetten Tiger bringen! Den hab' ich in null Komma nichts verputzt, die Knochen könnt dann Ihr haben.»

Bei diesen Worten wurde der Tiger rasend vor Angst. Er vergaß den Schakal und den Knoten in ihren Schwänzen und jagte in gestrecktem Galopp so geschwind davon, daß er den Schakal hinter sich herschleifte. So ging es – holterdiepolter! – über Stock und Stein und – ritschratsch! – durch die Dornenbüsche!

Vergeblich heulte und schrie der Schakal dem Tiger zu, er solle haltmachen. Das Geschrei hinter ihm versetzte den Tiger nur noch mehr in Angst und Schrecken, und so lief er weiter, Hals über Kopf, in Windeseile über Berg und Tal, bis er vor Erschöpfung fast tot war und der Schakal von all den Schlägen und Stößen sogar ganz und gar tot.

Die Moral von der Geschichte': Binde dich nie zu fest an einen Feigling!

## DER KÖNIG, DER SICH BRATEN LIESS

Vor langer Zeit, ja, sogar vor sehr, sehr langer Zeit, lebte einmal ein König, der das Gelübde abgelegt hatte, niemals ein Stück Brot oder sein Frühstück zu sich zu nehmen, bevor er nicht einen Zentner Gold als Almosen verschenkt hätte. Bevor also König Karan, das war sein Name, sein Frühstück einnahm, gingen die Palastdiener mit unzähligen Körben voller Goldstücke hinaus, um sie unter den armen Leuten zu verteilen, die, da könnt ihr Gift drauf nehmen, nie versäumten, zur Stelle zu sein, um die milden Gaben in Empfang zu nehmen. Wie sie sich drängelten, schubsten, stießen und rauffen! Wenn dann die Schlacht ums letzte Goldstück ausgefochten war, setzte sich König Karan an den Frühstückstisch und ließ es sich schmecken, so wie es einem Mann, der sein Wort gehalten hatte, zustand.

Als nun die Leute sahen, wie der König sein Gold mit vollen Händen ausgab, dachten sie natürlich, daß es früher oder später zur Neige gehen, die königliche Schatztruhe leer sein und der König, der offenbar ein Mann war, der Wort hielt, des Hungers sterben müsse. Aber obwohl Monate und Jahre vergingen, traten die Diener doch jeden Tag, genau eine Viertelstunde vor der Frühstückszeit, mit unzähligen Körben voller Gold

vor den Palast. Und wenn sich die Menge wieder zerstreute, konnte man erleben, wie sich der König im Speisesaal an den Frühstückstisch setzte, so fröhlich, fett und gefräßig wie eh und je.

Natürlich steckte hinter all dem ein Geheimnis, und das werde ich euch jetzt verraten. König Karan hatte mit einem heiligen und sehr hungrigen Fakir<sup>5</sup>, der auf dem Gipfel des Berges wohnte, einen Pakt geschlossen, und der lautete so: Unter der Bedingung, daß König Karan sich jeden Tag zum Frühstück braten und verspeisen ließ, versprach ihm der Fakir einen Zentner pures Gold.

Wäre der Fakir bloß ein gewöhnlicher Mensch gewesen, hätte der Pakt natürlich nicht lange gehalten, denn die Angelegenheit wäre erledigt gewesen, sobald König Karan zum ersten Mal gebraten und verspeist worden wäre. Aber dieser Fakir war in der Tat ein sehr bemerkenswerter Fakir. Hatte er den König verspeist und die Knochen fein säuberlich abgenagt, setzte er sie sogleich wieder zusammen, murmelte ein oder zwei Zaubersprüche, und Abrakadabra! stand König Karan wieder vor ihnen, fett und fröhlich wie eh und je, bereit für das nächste Frühstück. Der Fakir fackelte beim Essen wirklich nicht lange, was zugegebenermaßen sowohl für den Esser als auch für den Gegessenen von Vorteil war. Dennoch war es natürlich alles andere als angenehm, jeden Morgen bei lebendigem Leib in eine große Bratpfanne mit siedendem Öl zu springen, und ich finde, König Karan hatte sich seinen Zentner Gold redlich verdient. Nach einiger Zeit hatte er sich an die

Prozedur gewöhnt und ging sogar recht vergnügt hinauf zum Haus des heiligen und hungrigen Mannes, wo die riesige Bratpfanne über dem heiligen Feuer brutzelte und zischte. Er achtete stets darauf, auch ja pünktlich beim Fakir zu erscheinen, und sprang dann behende in sein heißes Ölbad. Meine Güte, wie das Fett spritzt! Wenn er schön braun und knusprig war, verspeiste der Fakir ihn, nagte die Knochen ab, setzte sie wieder zusammen, murmelte einen Zauberspruch und brachte die Sache zu Ende, indem er seinen schmutzigen, zerlumpten alten Mantel hervorholte, den er schüttelte und rüttelte, bis aus seinen Taschen funkelnde Goldstücke zu Boden fielen. Auf diese Weise kam König Karan also zu seinem Gold, und wenn ihr das höchst ungewöhnlich findet, muß ich euch recht geben!

Nun herrschte am großen Manasarovar-See<sup>6</sup>, wo, wie ihr sicher wißt, all die schönen wilden Schwäne leben und sich von Perlen ernähren, wenn sie von uns fortgezogen sind, einmal große Hungersnot. Die Perlen wurden so knapp, daß sich ein Schwanenpaar entschloß, in die Welt zu ziehen und nach Nahrung zu suchen. So flogen sie nach Ujjain<sup>7</sup> in König Bikramajits<sup>8</sup> Garten. Der Gärtner freute sich sehr, als er die schönen Vögel erblickte, und in der Hoffnung, sie zum Bleiben bewegen zu können, warf er ihnen Körner hin. Doch sie rührten sie nicht an, ebensowenig wie jegliche andere Nahrung, die er ihnen anbot. Also lief er zu seinem Herrn und berichtete ihm, im Garten sei ein Schwanenpaar, das sich weigerte, irgend etwas zu fressen.



Flora Annie Steel

## **Prinzessin Aubergine**

Märchen aus dem Pandschab

Gebundenes Buch, Pappband, 96 Seiten, 10,4 x 17,0 cm

ISBN: 978-3-7175-4056-4

Manesse

Erscheinungstermin: August 2006

### Auf dem Zauberteppich durch Indien

«Eines Tages ging ein Bauer mit seinem Ochsen zum Pflügen aufs Feld. Er hatte gerade die erste Furche gezogen, als ein Tiger zu ihm trat und ihn folgendermaßen begrüßte: «Salaam aleikum, Friede sei mit dir, mein Freund! Wie geht es dir an diesem schönen Morgen?»»

Die beherzte Ehefrau, die sich in den Kleidern ihres Mannes dem Kampf mit einem Tiger stellt, der linkische Barbier, der seinen Kunden statt der Haare die Ohren abschneidet, eine verwunschene Prinzessin und ein gesalzener König sind nur einige der schillernden Helden in dieser Auswahl zauberhafter Märchen und Fabeln aus dem Nordwesten Indiens. Gesammelt von der schottischen Schriftstellerin Flora Annie Steel (1847–1929), überraschen bei aller Exotik manche der zehn Geschichten auch mit vertrauten Motiven, die vor Urzeiten den Weg ins europäische Volksmärchen genommen haben.